

Ross Thomas, *Dornbusch*



Ross Thomas, geboren 1926 in Oklahoma, richtete in den fünfziger Jahren das deutsche AFN-Büro in Bonn ein und arbeitete als Journalist, Gewerkschaftssprecher und Public-Relations- und Wahlkampfberater für Politiker in den USA. Seine vielfältigen Erfahrungen verarbeitete er in seinen Politthrillern, in denen er vor allem die Hintergründe des (amerikanischen) Politikbetriebs entlarvt und bloßstellt. Ihm wurden zweimal der Edgar Allan Poe Award und viermal der Deutsche Krimi Preis verliehen. Bis zu seinem Tod 1995 entstanden 25 Romane.

Ross Thomas

Dornbusch

Aus dem Amerikanischen
von Jochen Stremmel

Mit einem Briefwechsel zwischen
Jörg Fauser und Ross Thomas



Alexander Verlag Berlin

Die Ross-Thomas-Edition im Alexander Verlag Berlin

Herausgegeben von Alexander Wewerka

Umweg zur Hölle. Ein Artie-Wu-und-Quincy-Durant-Fall

Am Rand der Welt. Ein Artie-Wu-und-Quincy-Durant-Fall

Voodoo, Ltd. Ein Artie-Wu-und-Quincy-Durant-Fall

Kälter als der Kalte Krieg. Ein McCorkle-und-Padillo-Fall

Gelbe Schatten. Ein McCorkle-und-Padillo-Fall

Die Backup-Männer. Ein McCorkle-und-Padillo-Fall

Dämmerung in Mac's Place. Ein McCorkle-und-Padillo-Fall

Gottes vergessene Stadt · Teufels Küche · Die im Dunkeln · Der Yellow-Dog-Kontrakt · Der achte Zwerg · Fette Ernte · Der Messingdeal

Neuübersetzung 2015

Die deutsche Erstausgabe erschien 1986 unter dem Titel *Schutzwall* im Ullstein Verlag, Frankfurt am Main/Berlin.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1984 unter dem Titel *Briarpatch*. © 1984 by Ross E. Thomas, Inc.

© für die Neuübersetzung by Alexander Verlag Berlin 2015

Alexander Wewerka, Fredericiastr. 8, D-14050 Berlin

info@alexander-verlag.com · www.alexander-verlag.com

Published by arrangement with St. Martin's Press, LLC. All rights

reserved. Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press LLC

durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen, vermittelt.

Briefwechsel zwischen Ross Thomas und Jörg Fauser aus dem Bestand »Fauser« des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

© by Osswald & Osswald und © by The Estate of Ross E. Thomas

Umschlaggestaltung: Antje Wewerka

Alle Rechte vorbehalten.

Druck und Bindung: Interpress, Budapest

ISBN 978-3-89581-375-7

Printed in Hungary (October) 2015

Der rothaarige Detective beim Morddezernat trat um 7:30 Uhr morgens aus der Tür, hinaus in die Augushitze, die schon jetzt 31 Grad betrug. Gegen Mittag würde die Temperatur auf 38 Grad ansteigen, und zwischen zwei und drei Uhr nachmittags würde sie sich um 41 Grad bewegen. Angespannte Nerven würden dann anfangen zu reißen und dem Detective deutlich mehr Arbeit verschaffen. Brotmesserwetter, dachte der Detective. Brotmesser am Nachmittag.

Die Tür, aus der der Detective trat, führte auf die Terrasse der ersten Etage eines zweistöckigen, gelben Ziegelhauses mit einem grünen Kupferdach. Der Detective wandte sich noch einmal um, vergewisserte sich, daß die Tür verschlossen war, und ging dann die Außentreppe hinab. Das gelbe Zweifamilienhaus stand in dem noch immer eleganten Stadtteil Jefferson Heights und war vor zweiundfünfzig Jahren auf einem angenehm schattigen, zwanzig Meter breiten Grundstück an der südöstlichen Ecke der 32nd Street und Texas Avenue solide gebaut worden. Mit Hilfe halbwegs zweifelhafter, aber kreativer Finanzierungsmethoden hatte der Detective des Morddezernats das Wohnhaus vor siebzehn Monaten gekauft, bewohnte jetzt das obere Zweizimmerapartment allein und hatte die untere Etage für 650 Dollar im Monat an einen Verkäufer von Heimcomputern, der Mitte Dreißig war, und dessen Freundin vermietet, die beide normalerweise mit der Miete in Verzug waren.

Es war 7:31 Uhr am Morgen des 4. August, ein Donnerstag, als der Detective den Fuß der Außentreppe erreichte, sich nach links wandte, vor der Tür des Vertreters stehenblieb und die Klingel drückte. Nach ungefähr dreißig Sekunden wurde die Tür von einem unrasierten, verschlafen wirkenden Harold Snow geöffnet, der sein Bestes tat, um überrascht auszusehen, was ihm auch beinahe gelang.

»Oh-mein-Gott, Rusty«, sagte Snow. »Sagen Sie nicht, ich hätte sie schon wieder nicht gezahlt!«

»Sie haben sie nicht gezahlt, Harold.«

»Oh-mein-Gott, ich hab's vergessen«, sagte Snow. »Wollen Sie einen Moment reinkommen, während ich den Scheck austelle?« Snow trug nur die fleckige Jockey-Shorts, in der er geschlafen hatte.

»Ich warte hier draußen«, erwiderte der Detective, »hier ist es kühler.«

»Ich hab die Klimaanlage schon an.«

»Ich warte hier draußen«, wiederholte der Detective mit einem flüchtigen, nichtssagenden Lächeln.

Harold Snow zuckte mit den Achseln und schloß die Tür, um die Hitze draußen zu halten. Der Detective bemerkte eine verdächtig aussehende graue Blase von etwa fünf Zentimetern Durchmesser im braunen Lack eines der Pfosten des Türrahmens. Mit Hilfe einer Nagelfeile prüfte der Detective vorsichtig die Blase, da er argwöhnte, dahinter könnten sich Termiten verstecken. Ich kann mir keine Termiten leisten, dachte der Detective. Ich kann mir einfach keine leisten.

Die graue Blase stellte sich als das heraus, was sie war, eine graue Blase im Lack, und der Detective stieß einen kleinen Seufzer der Erleichterung aus, als Harold Snow, der jetzt ein blaues Polohemd, aber noch immer keine Hose trug, die Tür öffnete und den Scheck für die Miete herausreichte. Es war einer dieser bunt bedruckten Schecks mit einem hübschen Bildchen drauf. Der Detective fand Schecks dieser Art albern, nahm ihn jedoch entgegen und sah ihn sich genau an, um sicherzugehen, daß Harold Snow ihn nicht vordatiert, zu unterzeichnen vergessen oder sogar, wie schon einmal, unterschiedliche Beträge eingetragen hatte.

»Tut mir verdammt leid, daß er zu spät kommt«, sagte Snow.
»Es ist mir einfach total entfallen.«

Der rothaarige Detective lächelte wieder schwach. »Klar, Harold.«

Harold Snow gab das Lächeln zurück. Es war ein schafsähnliches, offenkundig falsches Lächeln, das irgendwie zu Snows langem, schmalem Gesicht paßte, das der Detective ebenfalls für ziemlich schafsähnlich hielt, bis auf die gerissenen Kojotenaugen.

Noch immer lächelnd, sagte Snow dann, was er immer zu dem Detective des Morddezernats sagte: »Na ja, ich vermute, Sie müssen die üblichen Verdächtigen festnehmen gehen.«

Und wie immer machte sich der Detective nicht die Mühe, darauf zu antworten, sondern sagte nur: »Bis bald, Harold«, wandte sich um und ging über den zementierten Fußweg auf den dunkelgrünen, zwei Jahre alten Honda Accord mit Fünfganggetriebe zu, der in verkehrter Richtung am Bordstein geparkt war. Snow machte die Tür zu seinem Apartment zu.

Der Detective schloß den zweitürigen Honda auf, stieg ein, steckte den Schlüssel ins Zündschloß und trat die Kupplung durch. Es gab einen leuchtenden, weiß-orangefarbenen Blitz, dann einen laut prasselnden Knall und plötzlich Schwaden von dichtem, fettigem, weißem Rauch. Als er sich verzogen hatte, sah man, daß die linke Tür des Honda nur noch an einem Scharnier hing. Der Detective lag halbwegs außerhalb des Wagens, das rote Haar war jetzt ein rauchender Klumpen von schwarzem, verschmortem Draht. Das linke Bein endete unterhalb des Knies in etwas, das wie Cranberrygelee aussah. Nur die grüngrauen Augen bewegten sich noch. Sie blinzelten einmal unglaublich, noch einmal ängstlich, und dann, danach, starb der Detective.

Harold Snow war der erste, der aus der Tür seines Apartments im Erdgeschoß gerannt kam, dicht gefolgt von Cindy McCabe, einer dünnen braungebrannten blonden Frau Ende Zwanzig, die ihr Haar in grünen Lockenwicklern trug. Snow hatte jetzt eine Hose an, aber keine Schuhe. Cindy McCabe, ebenfalls barfuß, trug ein weißes Männer-T-Shirt in Übergröße und ausgebleichene Jeans. Snow hielt sie mit ausgestreckter Hand zurück.

»Bleib stehen«, sagte er, »der Benzintank könnte in die Luft gehen.«

»Herrgott, Hal«, sagte sie. »Was ist passiert?«

Harold Snow starrte auf den ausgestreckten Körper des toten Detectives vom Morddezernat. »Ich nehme an«, sagte er langsam, »ich nehme an, jemand hat gerade die Vermieterin in die Luft gesprengt.«

Das Ferngespräch des dreiundfünfzigjährigen Chief of Detectives erreichte Benjamin Dill drei Stunden später. Inzwischen war es in Washington, D.C. wegen der unterschiedlichen Zeitzonen fast halb zwölf. Als das Telefon klingelte, lag Dill noch immer im Bett, allein und wach in dem einzigen Schlafzimmer seines Apartments, das er in einem Haus drei Blocks südlich des Dupont Circle an der N Street gemietet hatte. Er war an diesem Morgen bereits um fünf aufgewacht und hatte feststellen müssen, daß es ihm nicht gelang, wieder einzuschlafen. Um 8:30 Uhr hatte er sein Büro angerufen und, eine Sommererkältung vorschützend, Betty Mae Marker mitgeteilt, daß er am heutigen Donnerstag nicht kommen würde und wahrscheinlich auch noch nicht am Freitag. Betty Mae Marker hatte ihm Ruhe, Aspirin und den Konsum großer Mengen Flüssigkeit verordnet.

Dill hatte nicht etwa beschlossen, an diesem Morgen seiner Arbeit fernzubleiben, weil er sich krank fühlte, sondern weil heute sein achtunddreißigster Geburtstag war. Aus einem unerklärlichen Grund betrachtete er inzwischen das achtunddreißigste Lebensjahr als Wasserscheide: auf der einen Seite verlief die Jugend, auf der anderen das Alter. Er hatte den Morgen im Bett verbracht und sich mit nur leichter Neugier gefragt, wie er es geschafft hatte, in diesen mehr als drei Dutzend Jahren so wenig zustande zu bringen.

Es stimmt, sagte er sich, du hast es geschafft, einmal zu heiraten und zweimal geschieden zu werden – keine schlechte Leistung. Ein Jahr nachdem seine Exfrau an jenem regnerischen Juniabend 1978 sang- und klanglos aus seinem Leben geschlichen war, hatte Dill im District of Columbia die Schei-

dung wegen böswilligen Verlassens beantragt. Offenbar fest davon überzeugt, daß Dill niemals etwas richtig machen konnte, hatte sie gleichzeitig in Kalifornien die Scheidung wegen unüberbrückbarer Differenzen beantragt. Keine der Scheidungen wurde angefochten, und beide wurden rechtsgültig. Die beiden Dinge, die Dill jetzt am klarsten vor Augen standen, wenn er an seine frühere Frau dachte, waren ihre langen und außergewöhnlich schönen blonden Haare und ihre unverzeihliche Angewohnheit, Tomatenscheiben mit Zucker zu bestreuen. Was allerdings ihr Gesicht betraf, so verblasste es immer mehr und war für ihn nur noch ein Fleck – wenn auch ein herzförmiger.

Während dieser langen Morgenstunden, in denen er Bilanz zog, was sich als ebenso langweilig wie deprimierend erwies, ignorierte Dill klugerweise seinen Kontostand, weil dieser, wie üblich, lachhaft war. Er besaß keine Versicherung, keine Schatzbriefe oder Aktien, hatte keinen Pensionsanspruch und keinen Grundbesitz. Seine weltlichen Güter bestanden hauptsächlich aus einem Girokonto in Höhe von 5.123 Dollar und 82 Cent bei der Filiale der Riggs National Bank am Dupont Circle und einem gerade erst bezahlten 1982er VW-Kabrio (in einem unvorteilhaften Gelb), das in der Tiefgarage des Apartmenthauses geparkt war und dessen sportliches Aussehen Dill inzwischen peinlich fand. Er nahm an, diese neue Einstellung war nur ein weiteres Symptom eines galoppierenden Verfalls.

Dill brach diese wenig ersprießliche Nabelschau ab, nachdem das Ferngespräch des dreiundfünfzigjährigen Chief of Detectives sein Telefon zum siebten Mal klingeln ließ. Endlich nahm er den Hörer ab und meldete sich mit einem Hallo.

»Mr. Dill?« sagte die Stimme. Es war eine strenge Stimme, sogar scharf, voller Gebell und Biß, Mumm und Autorität.

»Ja.«

»Haben Sie eine Schwester namens Felicity – Felicity Dill?«

»Warum?«

»Mein Name ist Strucker. John Strucker. Ich bin hier der Chief of Detectives, und wenn der Name ihrer Schwester Felicity ist, dann arbeitet sie für mich. Darum rufe ich an.«

Dill holte tief Luft, atmete etwas davon aus und sagte: »Ist sie tot oder nur verletzt?«

Es gab keine Pause, bevor er Antwort erhielt – nur ein langer Seufzer, in dem schon eine Antwort lag. »Sie ist tot, Mister Dill. Tut mir leid.«

»Tot.« Dill ließ es nicht nach einer Frage klingen.

»Ja.«

»Ich verstehe.«

Und dann sagte Dill, da ihm klar war, daß er noch irgend etwas sagen mußte, um die Trauer wenigstens noch ein paar Momente aufzuschieben: »Heute ist ihr Geburtstag.«

»Ihr Geburtstag«, sagte Strucker geduldig. »Na, das hab ich nicht gewußt.«

»Heute ist auch meiner«, sagte Dill in fast nachdenklichem Tonfall. »Wir haben am gleichen Tag Geburtstag. Wir sind zehn Jahre auseinander, wurden aber am gleichen Tag geboren – am vierten August. Heute.«

»Heute, hmh«, sagte Strucker, seine barsche Stimme klang interessiert, überaus vernünftig und fast freundlich. »Nun, das tut mir leid.«

»Sie ist achtundzwanzig.«

»Achtundzwanzig.«

»Ich bin achtunddreißig.« Es gab eine lange Pause, ehe Dill ansetzte: »Wie ist –« Aber er brach ab und machte ein Geräusch, das entweder ein Husten oder ein Schluchzen sein konnte. »Wie ist es passiert?« fragte er schließlich.

Der Chief of Detectives seufzte wieder. Selbst über das Telefon klang es traurig und betrübt. »Autobombe«, sagte Strucker.

»Autobombe«, sagte Dill.

»Sie kam heute morgen zur gewohnten Zeit aus ihrem Haus, stieg in ihr Auto – eine dieser Blechkisten, ein Honda Accord –, wollte die Kupplung kommen lassen, und das war's dann, was die Bombe ausgelöst hat – die Kupplung. Sie haben C₄ verwendet – Plastiksprengstoff.«

»Sie«, sagte Dill. »Wer zum Teufel sind die?«

»Nun, vielleicht handelt es sich gar nicht um mehrere, Mr. Dill. Ich habe es nur so dahingesagt, ebensogut kann es auch nur ein Kerl gewesen sein. Aber ob nur einer oder ein Dutzend, wir werden den oder die erwischen, die das getan haben. Das ist es, was wir tun – worin wir gut sind.«

»Wie schnell ist sie –« Dill ließ eine Pause entstehen und holte tief Luft. »Ich meine, hat sie –«

Strucker unterbrach ihn und beantwortete die unvollständige Frage. »Nein, Sir, hat sie nicht. Es war sofort vorbei.«

»Ich habe irgendwo gelesen, daß es nie sofort vorbei ist.«

Strucker war offenbar nicht so dumm, sich mit frischgebackenen Hinterbliebenen zu streiten. »Es ging ganz schnell, Mr. Dill. Sehr schnell. Sie hat nicht leiden müssen.« Er legte wieder eine Pause ein, räusperte sich und sagte: »Wir möchten sie beerdigen. Ich meine, das Department möchte das, sofern es Ihnen recht ist.«

»Wann?«

»Ist es Ihnen recht?«

»Ja, es ist mir recht. Wann?«

»Samstag«, sagte Strucker. »Die Leute werden von überall her anreisen. Es ist eine nette Zeremonie, wirklich nett, und ich bin sicher, daß Sie dabeisein möchten. Wenn wir also irgendwas für Sie tun können, eine Hotelreservierung oder dergleichen, dann sagen Sie mir einfach –«

Dill unterbrach ihn. »Das Hawkins. Ist das Hawkins Hotel noch in Betrieb?«

»Ja, Sir, ist es.«

»Reservieren Sie dort für mich, bitte?«

»Für wann?«

»Für heute abend«, sagte Dill. »Ich werde heute abend dort sein.«

Dill stand an einem der hohen, vom Fußboden bis fast zur Decke reichenden Fenster, die die Nordseite seines Wohnzimmers säumten, und beobachtete den alten Mann mit der Polaroidkamera dabei, wie er ein Foto der blauen Volvo-Limousine machte, die kurz vor der Ecke 21st und N Street falsch geparkt war.

Der alte Mann war der Besitzer eines leerstehenden vierstöckigen Apartmenthauses in der Straße gegenüber von Dills Fenstern. Vor geraumer Zeit hatte der alte Mann das gallegrüne Gebäude an den Stadtbezirk zur Durchführung eines Programms vermietet, in dessen Verlauf sich die Wohnungen mit Drogensüchtigen gefüllt hatten, die versuchten, von ihrer Sucht loszukommen. Nachdem die Mittel für das Programm erschöpft gewesen waren, waren die Süchtigen wieder ausgezogen – niemand wußte genau, wohin – und hatten einen Sack voll Zeichnungen zurückgelassen, die vom Müllwagen gefallen und durch die Nachbarschaft geweht worden waren.

Dill hatte eine der Zeichnungen aufgehoben. Sie war mit verschiedenen Buntstiften in grellen Primärfarben angefertigt und anscheinend das Selbstporträt eines der Junkies gewesen. Das Blatt hatte ein purpurfarbenes Gesicht mit runden Augen, in die Kreuze eingezeichnet waren, und einem großen grünen Mund mit Fangzähnen gezeigt. Die Zeichnung hätte von einem aufgeweckten Erst- oder Zweitkläßler stammen können. Unter dem Gesicht stand in mühseligen Druckbuchstaben: ICH BIN EIN NUTZLOSER VERDAMMTER JUNKEI. Dill fragte sich manchmal, ob die Therapie geholfen hatte.

Nachdem die Drogensüchtigen ausgezogen waren, wohnte der alte Mann allein in dem Haus und weigerte sich, es zu

verkaufen oder zu vermieten. Seine Beschäftigung bestand darin, Polaroidfotos von den Autos zu machen, die verbottenweise davor parkten. Er wählte bei seinen Schnappschüssen die Perspektive so, daß sowohl das Parkverbottsschild als auch das Nummernschild des Autos zu sehen waren. Mit seinem Beweisstück in Händen rief der alte Mann dann die Cops. Manchmal kamen sie; manchmal nicht. Dill beobachtete den Alten oft bei der Arbeit und bewunderte seine Wut.

Dill wandte sich vom Fenster weg, schaute nach unten und entdeckte, daß er eine leere Tasse samt Untertasse in der Hand hielt. Er konnte sich nicht erinnern, den Kaffee gemacht oder getrunken zu haben. Langsam durchquerte er das Zimmer in Richtung Küche – ein hochgewachsener Mann mit dem schlanken, wohlgebauten Körper eines Läufers, einem Körper, für den er praktisch nichts getan, sondern den er von seinem verstorbenen Vater zusammen mit dem scharf geschnittenen, beinahe häßlichen Gesicht geerbt hatte, das alle männlichen Dills seit 1831 an ihre Söhne weitergaben, als der erste Dill dem Schiff aus England entstiegen war.

Das markanteste Merkmal des Gesichts war die Nase: die Dill-Nase. Sie ragte heraus und knickte dann fast senkrecht nach unten ab, ohne sich dabei zu einem richtigen Haken zu krümmen. Darunter war der Dill-Mund: dünnlippig, breit und anscheinend erbarmungslos oder fröhlich, sofern der Witz gut und die Gesellschaft angenehm war. Kinn war gerade genug vorhanden, viel zu viel, um schwach, aber nicht genug, um willensstark genannt zu werden, so daß viele sich mit einfühlend zufriedengaben. Die Dill-Ohren waren groß genug, um bei starkem Wind ins Flattern zu geraten, und lagen zum Glück dicht am Kopf an. Doch es waren die Augen, die das Gesicht davor bewahrten, häßlich zu sein. Die Augen waren groß und grau und sahen in einem bestimmten Licht sanft,

freundlich und sogar unschuldig aus. Dann änderte sich das Licht, die Unschuld verschwand, und die Augen sahen aus wie Eis vom letzten Jahr.

An der Küchenspüle aus Edelstahl ließ Dill geistesabwesend volle zwei Minuten lang Wasser in die Tasse laufen, bis er begriff, was er tat, den Hahn zudrehte und Tasse und Untertasse auf das Ablaufbrett stellte. Er trocknete seine nasse rechte Hand, indem er mit ihr durch sein dichtes kupferrotes Haar fuhr, öffnete die Kühlschranktür, starrte mindestens dreißig Sekunden lang hinein, schloß die Tür und ging zurück ins Wohnzimmer, wo er, völlig in Gedanken an den Tod seiner Schwester versunken, stehenblieb, während ein anderer Teil seines Verstands sich zu erinnern versuchte, was er als nächstes tun sollte.

Packen, beschloß er und war schon auf dem Weg ins Schlafzimmer, als er merkte, daß der dunkelbraune Lederkoffer neben der Tür stand, die zum Flur abging. Das hast du schon getan, sagte er sich und erinnerte sich, wie der Koffer geöffnet auf dem Bett lag und er roboterhaft Socken, Hemden, Shorts und Krawatten aus den Schubladen, den dunkelblauen Anzug für die Beerdigung aus dem Kleiderschrank nahm und dann alles in den Koffer faltete, ihn schloß und ins Wohnzimmer schleppte. Danach hast du den Kaffee gemacht, dann hast du ihn getrunken; und dann hast du den alten Mann beobachtet. Er blickte an sich hinunter, um sich zu vergewissern, daß er sich tatsächlich angezogen hatte. Er stellte fest, daß er anhatte, was er als New-Orleans-Uniform betrachtete: graues Seersucker-Jackett, weißes Hemd, schwarzseidene Strickkrawatte, dunkelgraue Hose aus leichtem Stoff und schwarze genoppte Slipper, die sorgfältig poliert waren. Er konnte sich nicht erinnern, die Slipper poliert zu haben.

Dill prüfte, ob er die Armbanduhr übergestreift hatte, und klopfte seine Taschen nach Portemonnaie, Schlüsseln, Scheck-

buch und Zigaretten ab, die er nicht finden konnte, bis er sich erinnerte, daß er nicht mehr rauchte. Er sah sich noch einmal im Apartment um, nahm den von vielen Flügen abgewetzten Koffer und ging. An der Südwestecke der Kreuzung 21st und N winkte er sich ein Taxi heran, pflichtete dem Fahrer, einem Pakistani, bei, daß es heute kühler sei als gestern, aber noch immer heiß, und ließ sich zuerst zur Bank und dann zur First Street 301, Northeast, fahren: das Carroll Arms.

Das Carroll Arms in der Nähe des Capitols war ein Hotel gewesen, das Politiker beherbergte und diejenigen, die für sie arbeiteten und auf sie Einfluß nahmen, über sie schrieben und manchmal auch mit ihnen ins Bett gingen. Inzwischen war es vom Kongreß übernommen worden, der dort einige seiner überschwappenden Aktivitäten unterbrachte, darunter ein obskurer, aus drei Mitgliedern bestehender Unterausschuß des Senats für Ermittlungen und Aufsicht. Eben dieser Unterausschuß zahlte Benjamin Dill für seine Beratertätigkeit 168 Dollar am Tag.

Dills Förderer und Rabbi – oder vielleicht Abt – in dem dreiköpfigen Unterausschuß war der stellvertretende Vorsitzende und zugleich das einzige Mitglied der Minderheitspartei im Ausschuß, der Child Senator von New Mexico, den man den Boy Senator von New Mexico genannt hatte, bis jemand einen offenbar ernstgemeinten Brief an die *Washington Post* schrieb, in dem Klage geführt wurde, die Bezeichnung »Boy Senator« sei sexistisch. Ein überregionaler Leitartikler hatte die Geschichte aufgegriffen und eine Kolumne daraus gestrickt, in der er zu bedenken gab, daß Child Senator in dieser ausgewählten Zeit viel geeigneter sei. Zudem hatte er den Senator mit der Bemerkung getröstet, er werde allzu bald dieser Bezeichnung entwachsen sein. Der neue Spitzname war jedoch hängengeblieben, und der Senator war gar nicht unglücklich

über das Medienecho, das ihm die Sache eingebracht hatte. Der Child Senator hieß Joseph Ramirez und stammte aus Tucumcari, wo er vor dreiunddreißig Jahren geboren war. Seine Familie hatte Geld, und er hatte noch mehr geheiratet. Er hatte auch ein juristisches Diplom aus Harvard und einen B. A. aus Yale, und er hatte noch keinen Tag seines Lebens gearbeitet, als er ein Jahr nach seinem juristischen Examen zum stellvertretenden Bezirksstaatsanwalt ernannt wurde. Er hatte sich vor Ort dadurch einen Namen gemacht, daß er dabei mitgeholfen hatte, einen County Commissioner ins Gefängnis zu bringen, weil der eine Bestechungssumme von angeblich 15.000 Dollar entgegengenommen hatte. Und obwohl alle schon seit Jahren wußten, daß der Commissioner ein krummer Hund war, hatten sie es trotzdem überrascht und beeindruckt zur Kenntnis genommen, als der junge Ramirez den alten Trottel tatsächlich in den Knast schickte. Der Bursche ist im Kommen, hatten sie übereinstimmend befunden, und allgemein wurde eingeräumt, daß der Bursche es mit all dem Ramirez-Geld (und vergeßt nicht die Frau, die hat auch Geld) weit bringen könnte. Ramirez schaffte es in den Senat von New Mexico, und dann gelang ihm mit zweiunddreißig Jahren der große Sprung in den US-Senat. Jetzt machte er kein Geheimnis mehr aus seinem Wunsch, der erste Latino-Präsident der Vereinigten Staaten werden zu wollen, was nach seiner Schätzung etwa 1992 oder 1996, vielleicht auch erst im Jahr 2000 der Fall sein würde, wenn »wir Bohnenfresser ohnehin die Mehrheit der Wähler stellen«. Nicht jeder dachte, der Child Senator mache einen Witz.

Für Benjamin Dill rochen die Flure des Carroll Arms noch immer nach der politischen Kumpanei alten Stils mit ihrem billigen Mief, lieblosem Sex, fünfzigprozentigem Bourbon und Zigarren, die in Zellophan verpackt und zu einem Vier-

teldollar einzeln oder zu zweit verkauft wurden. Obwohl Dill sich selbst für einen politischen Agnostiker hielt, mochte er die meisten Politiker – und die meisten Gewerkschaftsfunktionäre und Wichtigtuer von Verbraucherverbänden und Bürgerrechtskämpfer und professionelle Walbeobachter und Umweltapostel und Anti-Kernkraft-Irre und fast jeden, der sich in der Dienstagabendversammlung im Souterrain der Unitarischen Kirche aus einem der hölzernen Klappstühle erheben und ernsthaft wissen wollte, »was wir hier heute abend dagegen unternehmen können«. Dill hatte schon vor langer Zeit die Hoffnung aufgegeben, daß es irgendwas gab, gegen das irgend jemand irgendwas unternehmen könnte, doch diejenigen, die noch immer daran glaubten, interessierten ihn, und er fand, daß die meisten von ihnen amüsante Gesellschaft und geistreiche Gesprächspartner waren.

Dill ging durch die Tür mit der Nummer 222 und betrat das unaufgeräumte Empfangszimmer, wo Betty Mae Marker als Majordomus über den begrenzten Bereich des Unterausschusses herrschte. Sie schaute zu Dill auf, beobachtete ihn einen Moment und ließ dann Mitgefühl und Sorge ihr dunkelbraunes, hübsches Gesicht überziehen.

»Jemand ist gestorben, nicht wahr?« sagte sie. »Jemand, der Ihnen nahesteht.«

»Meine Schwester«, sagte Dill, während er den Koffer absetzte.

»O Gott, Ben, das tut mir so leid. Sagen Sie nur, was ich für Sie tun kann.«

»Ich muß nach Hause fliegen«, sagte Dill, »heute nachmittag.«

Betty Mae Marker hatte bereits den Hörer vom Telefon genommen. »Ist American okay?« fragte sie, während sie schon dabei war, die Nummer zu wählen.

»American ist prima«, sagte Dill, der wußte, daß sie ihn, falls ein Platz frei war, in der Maschine unterbringen und notfalls dafür sorgen würde, daß man jemand anders rausschmiß, falls sie ausgebucht war. Fünfundzwanzig ihrer dreiundvierzig Jahre hatte Betty Mae Marker auf dem Capitol Hill gearbeitet, fast immer für Männer mit großem Einfluß, und dementsprechend war ihr Ruf beeindruckend, ihr Kommunikationsnetz großartig und ihr Vorrat an offenen politischen Rechnungen praktisch unerschöpflich. Um ihre Dienste wurde oft lebhaft, sogar stürmisch geworben, und viele ihrer Freundinnen waren neugierig, warum sie sich von dem Child Senator in diesen Unterausschuß von Nichtstuern hatte locken lassen, der weitab dort unten im Carroll Arms untergebracht war.

»Rockschöße, Süße«, hatte sie erwidert, »dieser Mann hat die längsten Rockschöße, die ich hier seit Bobby Kennedy fliegen gesehen habe.« Nachdem Betty Mae Markers Einschätzung die Runde gemacht hatte, stiegen die politischen Aktien des Child Senators auf dem unsichtbaren Index des Capitol Hill um ein paar Punkte.

Dill wartete, während Betty Mae Marker leise ins Telefon murmelte, kicherte, etwas auf ein Stück Papier kritzelte, auflegte und den Zettel Dill hinüberreichte. »Abflug Dulles um zwei Uhr siebzehn, erste Klasse«, sagte sie.

»Erste Klasse kann ich mir nicht leisten«, sagte Dill.

»Die Touristenklasse ist ausgebucht, also wird man Sie zum selben Preis in die erste Klasse stecken, bei freiem Schnaps und mit den jüngsten Stewardessen, was Sie vielleicht ein bißchen aufheitern sollte, dachte ich.« Wieder erschien das echte Mitgefühl auf ihrem Gesicht. »Es tut mir so leid, Ben. Sie standen sich beide sehr nahe, nicht wahr – ich meine, wirklich nahe?«

Dill lächelte traurig und nickte. »Nahe«, stimmte er zu und zeigte dann auf eine der zwei geschlossenen Türen – diejenige,

die ins Büro des Minderheitsberaters im Unterausschuß führte.
»Ist er drin?«

»Der Senator ist bei ihm«, sagte sie und hatte schon wieder den Hörer von der Gabel genommen. »Ich will nur schnell Bescheid sagen, und dann müssen Sie nur noch den Kopf reinstecken, kurz hallo sagen, wieder verschwinden und diese traurige Angelegenheit regeln.«

Wieder murmelte Betty Mae Marker mit ihrer geübten Altstimme ins Telefon, die sie so tief gesenkt hatte, daß Dill, der keinen Meter entfernt war, kaum ausmachen konnte, was sie sagte. Sie hängte ein, nickte zur geschlossenen Tür hin, lächelte und sagte: »Achtung.«

Die Tür flog krachend auf. Ein kräftiger, blonder Mann von etwa sechsunddreißig oder siebenunddreißig Jahren stand da in Hemdsärmeln, mit gelockerter Krawatte und einem Gürtel, den er fast unterhalb der Hüftlinie zugeschnürt hatte, so daß für seinen überhängenden Bauch reichlich Platz blieb. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck reinsten irischen Kummers.

»Gottverdammte, Ben, ich weiß nicht, was zum Teufel ich sagen soll, außer daß es mir gottverdammte leid tut.« Mit einer Hand fuhr er sich kräftig über die untere Hälfte seines rundlichen, merkwürdig gutaussehenden Gesichts, als wolle er die Trauermiene wegwischen, die jedoch fest an Ort und Stelle blieb. Dann schüttelte er bekümmert den Kopf, wies mit ihm zu seinem Büro und sagte: »Komm rein, damit wir einen Schluck darauf trinken können.«

Der Mann war Timothy A. Dolan, der Minderheitsberater des Unterausschusses und ein zwangsbeurlaubter Lieutenant nach einem der häufigen politischen Kriege in Boston. Sein Anteil an der Kriegsbeute war der Job des Minderheitsberaters. »Zwei Jahre da unten in Washington, das wird dem Jungen nicht schaden«, war in Boston beschlossen worden. »Und

dann werden wir schon sehen. Werden wir sehen.« Dill war schon seit langem davon überzeugt, daß Boston für die amerikanische Politik das war, was der Truppenübungsplatz in Aberdeen für Rüstungsgüter war.

Als Dill nach Dolan das Büro betrat, erhob sich der Child Senator und hielt ihm seine Hand hin. Der Ausdruck in seinem jugendlich wirkenden Gesicht war von tiefer Betroffenheit. Und wieder dachte Dill, was er immer dachte, wenn er Ramirez sah: schlau wie ein Spanier.

Senator Joseph Luis Emilio Ramirez (D.-N.M.) sah größer aus, als er in Wirklichkeit war, vermutlich wegen seiner kerkengeraden Haltung und der hervorragend geschnittenen Nadelstreifenanzüge, die er bevorzugte. Dunkelbraunes Haar fiel ihm in einer Locke in die hohe Stirn, und er strich es sich ständig von glänzenschwarzen Augen zurück, die manchmal abgründig wirkten. Er hatte eine perfekte Nase, hellbraune Haut und einen breiten Mund mit einem leichten Überbiß. Sein Kinn zierte ein tiefes Grübchen, das die meisten Frauen und auch manchen Mann reizte, es zu berühren. Er war gutaussehend wie ein Schauspieler, nicht ganz so schlau wie ein Genie, äußerst reich und sah mit dreiunddreißig Jahren wie dreiundzwanzig, womöglich vierundzwanzig aus.

Seine Stimme paßte natürlich zu allem übrigen. Ein dunkler Bariton mit einer einprägsamen Heiserkeit. Er konnte sie dazu bringen, alles zu tun. Jetzt brachte er sie dazu, sein Beileid auszusprechen.

»Sie haben mein ganzes Mitgefühl, Ben«, sagte der Senator und ergriff Dills Rechte mit beiden Händen, »obwohl ich das Ausmaß Ihres Kummers nur erahnen kann.«

»Danke«, sagte Dill und entdeckte dabei, daß es eigentlich nicht mehr zu sagen gab, wenn jemand sein Beileid aussprach. Er setzte sich auf einen Stuhl neben dem, auf dem der Senator

geessen hatte. Dolan goß derweil hinter seinem Schreibtisch aus einer Flasche Scotch in drei Gläser.

»Sie war Polizistin, nicht wahr?« sagte der Senator, während er neben Dill Platz nahm. »Ihre Schwester.«

»Detective im Morddezernat«, sagte Dill. »Second grade. Sie war gerade befördert worden.«

»Wie ist es passiert?« fragte Dolan, der sich über den Tisch beugte, um die beiden Drinks hinüberzureichen.

»Sie sagen, es war eine Autobombe.«

»*Ermordet?*« fragte der Senator mehr überrascht als schockiert.

Dill nickte, trank seinen Whisky aus und stellte das Glas zurück auf Dolans Schreibtisch. Er bemerkte, daß der Senator nur einen kleinen Schluck nahm und das Glas dann abstellte. Dill wußte, er würde es nicht wieder in die Hand nehmen.

»Ich werde etwa eine Woche oder zehn Tage weg sein«, sagte Dill. »Ich dachte, ich komme besser vorbei und sage Ihnen Bescheid.«

»Brauchen Sie irgendwas?« fragte der Senator. »Geld?« Offensichtlich war das alles, woran er denken konnte.

Dill lächelte und schüttelte den Kopf. Dolan, der noch immer stand, starrte nachdenklich auf ihn herunter, legte seinen Kopf schief und sagte: »Sie sagen, daß Sie eine Woche, vielleicht zehn Tage dort unten sein werden?«

»So ungefähr.«

Dolan blickte den Senator an. »Vielleicht könnten wir Ben auf die Spesenliste setzen, da Jake Spivey sich noch dort unten verkrochen hat.«

Der Senator wandte sich zu Dill. »Sie kennen Spivey natürlich.«

Dill nickte.

»Teufel«, sagte Dolan, »Ben könnte doch Spiveys eidesstattliche Erklärung aufnehmen und uns damit die Mühe sparen,

ihn hierherfliegen zu lassen, und dann könnten wir doch Bens Ausgaben mit der Brattle-Sache verrechnen.«

Schon halbwegs überzeugt, nickte der Senator. Er wandte sich wieder Dill zu. »Wären Sie bereit, das zu tun, während Sie dort unten sind, die eidesstattliche Erklärung von Spivey aufnehmen?«

»Ja, sicher.«

»Sie kennen doch die Brattle-Sache? Was für eine Frage! Natürlich kennen Sie die.« Der Senator schaute wieder zu Dolan hoch. »Dann ist das geregelt.«

Dill erhob sich. »Ich hole mir von Betty Mae Spiveys Akte.«

Auch der Senator erhob sich. »Spivey könnte uns enorm dabei helfen, dieses ... Problem zu lösen. Falls er nicht ganz und gar entgegenkommend ist, seien Sie – nun, Sie wissen schon – entschieden. Sehr entschieden.«

»Sie meinen, ich soll ihm mit einer Vorladung unter Strafandrohung drohen?«

Der Senator wandte sich zu Dolan um. »Ja, ich glaube schon. Meinen Sie nicht auch?«

»Scheiße, ja«, sagte Dolan.

Dill lächelte schwach zu Dolan hinüber. »Könnten wir das im Ausschuß durchbringen?«

»Niemals«, sagte Dolan. »Aber das muß Spivey ja nicht wissen, oder?«

Es war etwas mehr als zehn Jahre her, seit Dill das letzte Mal in seiner Heimatstadt war, die zugleich Hauptstadt eines Bundesstaats war, der weit genug im Süden und im Westen lag, um aus Gefängnis-Chili eine hochgeschätzte kulturelle Spezialität werden zu lassen. In dem Staat gab es Weizen und Klaperschlangen, genauso wie Sorghumhirse, Baumwolle, Sojabohnen, Schwarzeichen und Weißkopfrinder. Es waren dort außerdem Öl, Gas und ein bißchen Uran zu finden, und die Familien derer, die es gefunden hatten, waren oft wohlhabend und manchmal sogar reich.

Was die Stadt selbst anging, wurde behauptet, dort wäre in den dreißiger Jahren die Parkuhr zusammen mit dem Supermarkt-Einkaufswagen erfunden worden. Ihr internationaler Flughafen war nach dem fast in Vergessenheit geratenen Flugnavigator William Gatty benannt, der Wiley Post 1931 geholfen hatte, um die Welt zu fliegen. Weder in der Stadt noch im Staat gab es viele Juden, dafür aber eine Menge Schwarze, zahlreiche Mexikaner, zwei Indianerstämme, Baptisten ohne Ende und 1.413 Vietnamesen. Dem statistischen Bundesamt der USA zufolge hatte die Stadt im Jahr 1970 501.341 Einwohner. 1980 war diese Zahl auf 501.872 gestiegen. Im Durchschnitt gab es 5,6 Morde die Woche. Die meisten davon fanden in der Nacht von Samstag auf Sonntag statt.

Als Dill um kurz nach 16 Uhr den Gatty International Airport verließ, war die Temperatur auf 38 Grad gesunken, und ein scharfer heißer Wind fegte von Montana und den Dakotas herunter. Dill konnte sich nicht an eine Zeit erinnern, da der Wind nicht fast ununterbrochen geweht hätte, entweder von Mexiko nach oben oder von den Great Plains nach unten,

glühend heiß im Sommer, eisig kalt im Winter und immer nervenzerreißend. Jetzt wehte er heiß und trocken und angereichert mit rotem Staub und Sand. Plötzliche Böen von über fünfzig Stundenkilometern nahmen Dill den Atem und zerrten an seiner Jacke, als er sich dagegenstemmte und zu einem Taxi stapfte.

Dills Heimatstadt war wie die meisten amerikanischen Städte rasterförmig angelegt. Die Straßen, die von Osten nach Westen verliefen, waren numeriert. Die, die von Norden nach Süden verliefen, trugen Namen – viele nach bahnbrechenden Grundstücksspekulanten und der Rest nach Bundesstaaten, Bürgerkriegsgenerälen (sowohl der Union als auch der Konföderierten), nach ein oder zwei Gouverneuren und einer Handvoll Bürgermeister, deren Verwaltung man für relativ frei von Bestechung hielt.

Doch als die Stadt größer wurde, hatte die Phantasie an Schwung verloren, und die neueren Nord-Süd-Straßen wurden nach Bäumen benannt (Kiefer, Ahorn, Eiche, Birke und so weiter). Als die Bäume schließlich aufgebraucht waren – aus irgendeinem Grund hörte man mit Eukalyptus auf –, kamen die Namen von Präsidenten ins Spiel. Diese gingen mit der Nixon Avenue weite, weite 231 Blocks westlich der Hauptstraße der Stadt zu Ende, die nicht unerwartet Main Street genannt wurde. Die wichtigste, die Main kreuzende Durchfahrtsstraße war zwangsläufig der Broadway.

Als sich das Taxi dem Stadtzentrum näherte, stellte Dill fest, daß die meisten Sehenswürdigkeiten seiner Jugend verschwunden waren. Drei Filmtheater in der Innenstadt gab es nicht mehr: das Criterion, das Empress und das Royal. Auch Eberhardts Billardsalon war verschwunden. Nur zwei Türen neben dem Criterion im ersten Stock gelegen, war er ein wunderbar unheimlicher Ort gewesen, zumindest für den dreizehnjäh-

rigen Benjamin Dill, als er zum ersten Mal an einem Sonntagnachmittag vom schlimmen Jack Sackett dort reingelockt worden war, einem fünfzehnjährigen Bekannten, der sich angeschickt hatte, einer der besten Billard-Abzocker an der Westküste zu werden.

Der Bauboom in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Innenstadt erst Mitte der siebziger Jahre erreicht, mit einer Verspätung von rund dreißig Jahren. Bis dahin war sie weitgehend so geblieben, wie sie war, als es sie beim großen Börsenkrach 1929 kalt erwischt hatte und zwei dreiunddreißig Stock hohe Wolkenkratzer fast fertig waren und ein dritter halb.

Die beiden dreiunddreißig Stock hohen Wolkenkratzer waren einander gegenüber an einer Straße errichtet worden, einer von einer Bank, der andere von einem Spekulanten, der später von dem Börsenkrach ruiniert wurde. Um die Fertigstellung hatte es ein Wettrennen gegeben – ein blöder PR-Gag, meinten Kritiker –, aus dem die Bank als Sieger hervorging. Einen Tag nachdem das Gebäude des ruinierten Spekulanten durch ein Syndikat von Ölmännern vollendet worden war, die es für ein Butterbrot gekauft hatten (manche meinten für weniger), fuhr der Spekulant mit dem Fahrstuhl bis ins oberste Stockwerk seines zerbrochenen Traums und sprang hinunter. Der dritte Wolkenkratzer, der nur bis zur halben Höhe fertig war, als der Krach kam, wurde nie zu Ende gebaut und schließlich Mitte der fünfziger Jahre abgerissen.

1970 sah die Innenstadt noch immer so aus wie 1940, nur gab es nicht mehr so viele Menschen. Die großen Kaufhäuser waren schon lange zusammen mit ihren Kunden in die Einkaufszentren am Stadtrand geflohen. Andere Firmen folgten ihnen, der Verfall ließ nicht lange auf sich warten, die Kriminalitätsrate schnellte hoch, und niemand kam mehr in die Innenstadt.

Die in Panik geratenen Stadtväter heuerten eine teure Beraterfirma aus Houston an, die einen Plan zur Stadterneuerung vorlegte, und machten dann einen riesigen Zuschuß aus Bundesmitteln vom Department of Housing and Urban Development in Washington locker. Der Erneuerungsplan verlangte die Einebnung des größten Teils der Innenstadt und an ihrer Stelle die Errichtung einer jener Städte von morgen. Fast alles wurde abgerissen, dann ging, wie üblich, das Geld aus, und die Innenstadt sah fast so aus wie die Innenstadt von Köln nach dem Krieg. Richtig begonnen hatte der Abriß aber erst Mitte 1974, und da war Benjamin Dill schon fort.

Dill merkte zu seiner Überraschung, daß ihm die Veränderungen, die stattgefunden hatten, eigentlich nichts ausmachten – nicht einmal die glänzenden Neubauten, die anstelle der Wahrzeichen seiner Jugend und Kindheit aus dem Boden zu schießen begannen. Du solltest alt genug sein, um der Veränderung zu mißtrauen, sagte er sich. Veränderung zeigt den Ablauf der Zeit an, und nur die Jungen mit sehr wenig Vergangenheit begrüßen das Neue widerspruchslos mit offenen Armen – nur die ganz Jungen und die, die davon profitieren können. Und da es absolut keine Möglichkeit gibt, wie du dabei einen Dollar machst, bist du vielleicht doch nicht so alt.

Der Taxifahrer, ein mürrischer Schwarzer von Anfang Vierzig, bog nach rechts in die Our Jack Street ein, die einen Einschnitt zwischen den beiden alten Wolkenkratzern bildete. Ursprünglich war die Our Jack Street während der zweiten Amtsperiode von Jack T. Warder Warder Street genannt worden, nach dem einzigen Gouverneur überhaupt, der zweimal wegen Amtsmißbrauchs angeklagt worden war, das erste Mal wegen der Annahme von Schmiergeldern, wo er freigesprochen wurde, weil er drei Mitglieder des Senats von Oklahoma

großzügig bestochen hatte, und das zweite Mal wegen eben dieser Bestechungen. Er war 1927 zurückgetreten, aber nicht ohne sich vorher selbst zu begnadigen. Der blamierte Gouverneur hatte seine letzte Pressekonferenz mit einem verschmitzten Grinsen und einem einprägsamen, oft zitierten Witz beendet: »Teufel noch mal, Leute, ich hab nicht halb soviel geklaut, wie ich gekonnt hätte!«

Seitdem hieß er nur noch »Our Jack«, die Alteingesessenen dachten liebevoll und wehmütig an ihn, zitierten noch immer gern seinen Witz, grinsten und schüttelten den Kopf. Man änderte den Namen der Straße schließlich in United Nations Plaza, doch alle nannten sie weiterhin Our Jack Street, obwohl nur noch wenige wußten, warum und die andern sich selten die Mühe machten zu fragen.

Das Hawkins Hotel stand mitten im Stadtzentrum an der Ecke Broadway und Our Jack Street. Es war ein dunkelgraues, achtzehn Stockwerke hohes, sechzig Jahre altes Gebäude, vom Baustil her so unverkennbar gotisch wie die University of Chicago. Für geraume Zeit war das Hawkins praktisch das einzige Hotel der Stadt gewesen – zumindest der Innenstadt –, nachdem der Rest mit Dynamit und Abrißbirne dem Erdboden gleichgemacht worden war. Doch dann war ein neues Hilton hochgezogen worden, schnell gefolgt von einem Sheraton und, wie immer, einem riesigen Holiday Inn.

Der Fahrpreis für die siebzehn Meilen Taxifahrt vom Flughafen betrug einen Dollar die Meile. Dill reichte dem mürrischen Fahrer einen Zwanziger und sagte, er könne das Wechselgeld behalten. Der Fahrer meinte, das wolle er doch stark hoffen, und düste davon. Dill griff sich seinen Koffer und betrat das Hotel.

Er fand es nicht groß verändert. Nicht wirklich. Es hatte noch immer jene hohen, gewölbten Decken, die ihm die ge-

dämpfte Atmosphäre einer selten besuchten, abgelegenen Kathedrale verliehen. Das Foyer war noch immer ein Ort, wo man sitzen, die Leute angaffen und in roten Ledersesseln und auf üppigen Sofas vor sich hin dösen konnte. Dann gab es noch niedrige Tische mit praktischen Aschenbechern und eine Menge heller, massiver Lampen, unter denen man leicht die Zeitungen lesen konnte, die noch immer in Haltern an Ständern hingen: die lokale *Tribune*, die *News-Post*, herausgegeben in der rivalisierenden Nachbarstadt, die sich viel auf ihr Ostküstenflair einbildete, das *Wall Street Journal*, der *Christian Science Monitor* und die Mini-Ausgabe der *New York Times*, deren Text via Satellit übermittelt, die am Ort gedruckt und noch am selben Tag von der Post zugestellt wurde, manchmal vor 12 Uhr, wenn man den richtigen Postboten hatte.

Das geräumige Foyer des Hawkins war keineswegs überfüllt: ein halbes Dutzend Männer in mittleren Jahren, die aussahen wie Zuhälter, mehrere Paare, eine junge Frau, die mehr als hübsch war, und eine ältere Frau Mitte Sechzig, die Dill aus irgendeinem Grund über ihr *Wall Street Journal* hinweg anstarrte. Dill fand, daß sie das Aussehen eines Dauergastes hatte. Im Foyer waren es kühle 21 Grad, und Dill spürte, wie sein schweißdurchtränktes Hemd abzukühlen und zu trocknen begann, als er auf die Rezeption zuging.

Der junge Angestellte an der Rezeption fand Dills Reservierung und fragte, wie lange er bleiben würde. Dill sagte, eine Woche, vielleicht länger. Der Mann an der Rezeption sagte, das sei schön, händigte Dill seinen Zimmerschlüssel aus, entschuldigte sich dafür, daß einer der Pagen nicht zum Dienst angetreten sei (er habe sich krank gemeldet), fügte aber hinzu, daß er, falls Dill Hilfe mit seinem Gepäck brauche, irgendwie jemanden auftreiben würde, der es später hinaufbringen könne. Dill erwiderte, er brauche keine Hilfe, dankte dem An-

gestellten, nahm seinen Koffer, drehte sich um und stieß fast mit der mehr als hübschen jungen Frau zusammen, die er vorhin bemerkt hatte.

»Sie sind Pick Dill«, sagte sie.

Mit einem leichten Lächeln schüttelte Dill den Kopf. »Seit der High-School nicht mehr.«

»In der Grundschule nannte man Sie Pickle Dill. Das war auf der Horace Mann, draußen an der Ecke Twenty Second und Monroe. Doch in der vierten Klasse hörte das alles eines Nachmittags auf, als Sie drei Ihrer was? – Quälgeister – verprügelten.«

»Meine Sternstunde«, sagte Dill.

»Danach nannte man Sie in all den Jahren auf der High-School Pick statt Pickle, aber das hörte auf, als Sie auf die Universität gingen, obwohl Ihre Schwester Sie immer so genannt hat. Pick.« Die junge Frau hielt ihm ihre Hand hin. »Ich bin Anna Maude Singe, und ich bin – war, verdammt! – eine Freundin von Felicity. Ich bin auch ihre Anwältin und dachte mir, daß Sie vielleicht die Familienberaterin gern zur Verfügung haben möchten, wenn Sie hier sind, falls es etwas gibt, das Sie geregelt haben wollen.«

Dill schüttelte Anna Maude Singe die Hand. Sie fühlte sich kühl und fest an. »Ich wußte nicht, daß Felicity eine Anwältin hatte.«

»Hatte sie. Mich.«

»Also, ich will tatsächlich etwas – einen Drink.«

Anna Maude Singe nickte zur linken Seite hinüber. »Ist die Sickergrube okay?«

»Prima.«

Die Sickergrube hieß ursprünglich Select Bar, doch Ölmänner hatten Anfang der dreißiger Jahre begonnen, die Bar Sickergrube zu nennen, weil es darin so dunkel war, und der

Name war hängengeblieben, bis ihn das Hotel schließlich 1946 mit einem diskreten Messingschild offiziell gemacht hatte. Der Raum war nicht sehr groß, äußerst dunkel, sehr kühl, mit einer U-förmigen Bar, niedrigen, schweren Tischen und dazu passenden Stühlen, die mehr oder weniger bequem waren. An der Bar waren nur zwei Männer, die etwas tranken, und an einem der Tische saß ein weiteres Pärchen. Dill und Anna Maude Singe suchten sich einen Tisch nahe der Tür. Als die Kellnerin zu ihnen kam, bestellte Singe einen Wodka on the rocks, und Dill sagte, er hätte gern dasselbe.

»Das mit Felicity tut mir sehr leid«, sagte Singe beinahe förmlich.

Dill nickte. »Danke.«

Sie schwiegen, bis die Kellnerin mit den Getränken kam. Dill merkte, daß Singe leichte Schwierigkeiten mit ihrem S hatte, so leicht, daß es ihm bisher kaum aufgefallen war. Dann sah er die feine weiße Narbe auf ihrer Oberlippe, wo sie, kaum noch sichtbar, von einem geschickten Chirurgen wegen einer Hasenscharte operiert worden war. Das S war der einzige Buchstabe, mit dem sie noch immer Schwierigkeiten hatte. Sonst war ihre Aussprache perfekt, eine regionale Dialektfärbung kaum wahrnehmbar. Dill fragte sich, ob sie eine Sprachtherapie gemacht hatte.

Der Rest von ihr in dem geraden dunklen Rock und der bunt gestreiften Bluse mit weißem Kragen und Manschetten schien gut gebräunt, hübsch zusammengebaut und sogar sportlich zu sein. Er versuchte sich zu entscheiden, ob sie regelmäßig lief, schwamm oder Tennis spielte. Er war sich ziemlich sicher, daß es nicht Golf war.

Er bemerkte außerdem, daß sie sehr dunkelblaue Augen hatte, so dunkel, wie blaue Augen nur sein können, ohne violett zu werden, und sie kniff sie immer ein bißchen zusammen,